

HELENA MARTEN | Die Porzellanmalerin



HELENA MARTEN

# Die Porzellanmalerin

Roman

**Diana** Verlag



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC-zertifizierte Papier *EOS*  
liefert Salzer, St. Pölten.

Copyright © 2009 by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion | Friederike Zeininger  
Herstellung | Helga Schörnig  
Satz | Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung | GGP Media, Pößneck  
Printed in Germany  
Alle Rechte vorbehalten  
978-3-453-29061-7  
[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

## PROLOG

DRESDEN, 13. FEBRUAR 1753

*Carissima,*  
*endlich habe ich Dich gefunden! Fast hätte ich meine Suche nach Dir aufgegeben, so viele Steine wurden mir in all den Monaten in den Weg gelegt. Auch kannte ich Deinen neuen Namen nicht, ja wusste nicht einmal, dass Du so »bürgerlich« geworden bist, dass Du geheiratet, eine Familie gegründet hast ...*

*Ich kann nicht umhin, Dir von meiner Bestürzung zu berichten, mehr noch, von meinem Zorn, anfänglich zumindest, als ich erfuhr, Du seiest die Frau eines anderen geworden. So schnell hat sie mich vergessen!, war mein erster Gedanke, voller Wut und Eifersucht. Aber dann hat die Vernunft in mir gesiegt; natürlich, sagte ich mir, sie konnte ja nicht bis in alle Ewigkeiten auf mich warten, ohne auch nur ein einziges Lebenszeichen von mir erhalten zu haben. Du ahnst bestimmt, wer mir im Wege stand; ich werde Dir berichten, wenn wir uns wiedersehen.*

*Aber werden wir uns wiedersehen? Mein Brief nun, da ich endlich frei bin, doch Du nicht mehr: Ich habe lange mit mir gerungen, ob ich ihn Dir wirklich senden soll. Wahrscheinlich habe ich nicht das Recht, mich erneut in Dein Leben zu drängen, aber irgendein Gefühl sagt mir, dass ich es tun muss. Jetzt – nicht später. Ich habe oft genug versucht, unsere Begegnung aus meinem Gedächtnis zu löschen, nachdem ich von Deiner Heirat erfahren hatte. Es ist mir nicht gelungen, wie Du merkst. Deine Hingabe, Deine Leidenschaft, sie haben mein Innerstes berührt wie nie etwas zuvor.*

*Ich habe Dir schon einmal gesagt, dass ich noch nie eine Frau*

wie Dich kennengelernt habe. Wie machst Du es nur, so ... mir fehlen die Worte ... ja, vielleicht: so unverfälscht, so echt zu sein? Keine Koketterie, nichts Unwahrhaftiges scheint Dein Wesen zu trüben. Und ich spreche hier wohlweislich nur von Deinen inneren Werten, denn sobald ich anfangen, mir Deine Schönheit vor Augen zu führen, Deine Sinnlichkeit, drängt alles in mir danach, Dich zu sehen, Dich zu berühren, Dich zu besitzen. Meine Hände wollen über Deinen Körper streichen, meine Lippen Deine Haut liebkosen, meine Lenden ... Ach, Federica, ich schweige lieber, sonst heiße ich umgehend die Rösser anspannen und gen Frankfurt galoppieren, um mich mit Deinem Gatten zu duellieren. (Du liebst ihn doch nicht etwa, oder? Eine Frage, die sich mir aufdrängt, verzeih!)

In wenigen Wochen ist meine Mission in Dresden erfüllt – es geht um Kunst, so viel kann ich Dir an dieser Stelle verraten, um große Kunst –, und dann werde ich meine Zelte hier abbrechen und in der Nähe von Fürstenberg (genauer gesagt: in Corvey) erneut aufschlagen. Du weißt sicher besser als ich, was diesen Ort seit einiger Zeit ausmacht. Man munkelt gar, auch dort stehe der Durchbruch bevor und es werde händelringend gutes Personal gesucht. Zugleich heißt es hier bei Hofe, die glorreichen Tage von Höchst seien gezählt. Meißener Wunschenken vielleicht, aber in jedem Gerücht steckt doch ein Körnchen Wahrheit, wie wir wissen.

Federica, Du ahnst, was ich Dir damit sagen will. Und mehr als das: In Fürstenberg würde Dich nicht nur eine neue berufliche Herausforderung erwarten, sondern ein Mann, der Dir mehr geben kann als jeder andere auf dieser Welt. Du magst mir meine Arroganz verzeihen, aber so gut kenne ich Dich, um zu wissen, dass ich für Dich der Einzige bin, der Richtige an Deiner Seite.

So wie Du für mich. Beinah täglich wird mir schmerzvoll bewusst: Keine andere Frau wird mein kühles Herz je wieder zum Erweichen bringen. Du hast es geschafft, mich zu öffnen, Du allein.

Federica, amore mio, glaube mir: Wir beide sind füreinander geschaffen. Worauf wartest Du noch?

Ardentissimamente, Giovanni

## 1. KAPITEL

MEISSEN, 1750

**E**s war ein trüber Novembernachmittag. Wie ein grauer Gazevorhang verhängte der Nieselregen die Sicht nach draußen in den Garten. Hin und wieder drückte eine Windböe die kahlen Zweige der Birke vor dem Fenster gegen die Scheibe. Doch Friederike achtete nicht auf das leise kratzende Geräusch. Angestrengt blickte sie auf das bunte Bild mit dem Chinesen in ihrer linken Hand und dann auf die kleine Porzellanfigur auf dem Tisch. Sie tauchte den feinen Pinsel in die Farbpalette. Noch war die Porzellanfigur ganz weiß. Gleich würde das Chinesenkind rote Bäckchen bekommen. Es trug einen lustigen spitzen Hut, der schwarz werden sollte. Sein Anzug auf der Vorlage hatte ein kariertes Muster, und auf seinem linken Unterarm saß ein gelb-grüner Papagei mit gebogenem Schnabel. Ein kleiner Bruder des Chinesen wartete auf ihrem Arbeitspult darauf, ebenfalls ein Gesicht und Kleidung zu bekommen. Er hielt einen zierlichen Sonnenschirm in der Hand.

Friederike seufzte. In diesem Jahr hatte sie deutlich weniger Chinesen bemalt als im Jahr zuvor. Sie schienen allmählich aus der Mode zu kommen. Wie schade, gehörten doch gerade die Chinesen zu ihren Lieblingsfiguren! Sie wusste auch nicht, warum sie ihr so viel besser gefielen als all die Gärtnerinnen, Schäferinnen, Limonadenverkäuferinnen, Winzer und Damen mit Krinoline, die neuerdings von ihr angekleidet werden wollten.

Draußen war es nun fast dunkel. Eben hatte die Dienstmagd

die beiden dreiarmigen Leuchter angezündet. Zum Malen brauchte man Licht. Mehrere Glutbecken sorgten für eine wohlige Wärme im Atelier. Denn obwohl es ein ungewöhnlich milder Herbst war, wurde es gegen Abend schon recht kalt. Sobald sie aber klamme Hände bekam, fiel es ihr schwer, den Pinsel zu halten und zu malen.

Sie hörte Schritte auf der Treppe. Ihr Bruder. Obwohl er, ganz wie es der Mode entsprach, mehr tänzelte als kräftig ausritt, knarnten die alten Holzdielen unter seinen Füßen. Ohne anzuklopfen, drückte Georg die Türklinke herunter und steckte den Kopf durch den Spalt. Seine Perücke war verrutscht, sein Kragen verknittert. Seine ganze Erscheinung machte einen degrangierten Eindruck. Schweigend betrat er den Raum und ließ sich mit einer lässigen Bewegung in den Fauteuil gleiten. Friederike hob die Augenbrauen.

»Liebste Schwester, wie schön du aussiehst, wenn du so in die Kunst vertieft bist!«, hob er schließlich an.

Seine üppigen Lippen hatten sich zu einem strahlenden Lächeln verzogen. Mit einer weit ausholenden Handbewegung und einem gekonnten Augenaufschlag unterstrich er sein Kompliment.

»Ja, ja ...« Friederike war wenig beeindruckt von Georgs Begeisterungsbekundungen. Sie wusste genau, dass ihr Bruder Gestik und Mimik vor dem Spiegel einzustudieren pflegte. Oft genug hatte sie ihn heimlich dabei beobachtet. Einmal hatte er einen halben Vormittag »sich freuen« geübt, indem er sich selbst immer wieder dasselbe Buch als Geschenk überreicht und dabei jedes Mal ein entzücktes Gesicht aufgesetzt hatte. Georg las nie – Bücher langweilten ihn.

»Danke für das Kompliment, Georg. Schön, dass du vorbeischaust.«

»Ich wollte mich nach den Chinesen erkundigen. Sie hätten heute fertig sein müssen.«

Er warf einen gelangweilten Blick auf die nackten Porzellanfigürchen. Sein Tonfall war nicht mehr ganz so herzlich.



»Tut mir leid«, entschuldigte sie sich sofort. »Das wusste ich nicht. Du hättest etwas sagen sollen. Dann hätte ich mich mehr beeilt.«

»Ich habe mein Wort gegeben, dass sie heute fertig sind!«

Ein schmollender Unterton hatte sich in Georgs Stimme geschlichen, wie bei einem Kind, dem Unrecht widerfahren ist.

»Ich werde mich beeilen«, besänftigte ihn Friederike. »Aber ich will es auch gut machen«, fügte sie hinzu. »In den letzten Tagen war einfach zu viel los. Noch dazu musste ich heute mit Maman Tante Amalie besuchen ...«

Sie hätte gern noch mehr von ihrem Besuch bei Tante Amalie erzählt, der Schwester ihrer Mutter, die mit einem Weinhändler verheiratet war. Zusammen mit ihrer dreizehnjährigen Tochter lebten sie in einem prächtigen Haus vor dem Stadttor inmitten der Weinhänge. Doch Georg ließ sie gar nicht erst zu Wort kommen.

»Deinetwegen gerate ich nun in eine so unangenehme Situation! Ich habe versprochen, dass sie heute fertig sein würden!«

Friederike fühlte, wie der Ärger in ihr hochstieg. Warum hatte sie sich eigentlich bei ihm entschuldigt? Es war doch seine Schuld! Er hatte ihr nicht Bescheid gesagt. Woher hätte sie wissen sollen, dass die Figuren so schnell fertig sein mussten?

»Wo kommst du eigentlich gerade her, Georg?«, fragte sie betont beiläufig. Sie hatte beschlossen, zum Gegenangriff überzugehen. Es bestand kein Zweifel, wo ihr Bruder herkam. Die Dunstwolke, die er mit ins Zimmer gebracht hatte, roch eindeutig nach Rauch und Alkohol. Er hatte sicher wieder einmal mit seinen Freunden in der Schänke gegessen, Karten gespielt und den Schankmägden auf den Hintern geklatscht.

Georg ignorierte ihre Frage.

»Jetzt sitze ich schön in der Patsche! Und heute Abend kommt auch noch Kommerzienrat Helbig. Was soll ich ihm bitte schön sagen, wenn er nach den Chinesen fragt?«

Kommerzienrat Helbig war der Direktor der Porzellanmanufaktur in Meißen. Er war regelmäßig zu Gast im Salon von Con-

stanze Simons, Georgs und Friederikes Mutter. Mit den großen Abendgesellschaften in Dresden, Berlin oder Paris konnte Constanze Simons zwar nicht mithalten, dafür war ihr Salon der Erste vor Ort und so etwas wie der gesellschaftliche Mittelpunkt von Meißen.

»Woher soll Kommerzienrat Helbig wissen, womit du dich gerade beschäftigst oder was für Termine du hast?«, setzte Friederike nach.

»Dann muss ich morgen mit Höroldt sprechen. Das ist viel schlimmer. Du weißt, wie er ist!«

Georg runzelte die Stirn. Johann Gregorius Höroldt leitete die Porzellanmalerei. Der Hofmaler war sehr auf Disziplin bedacht und konnte Schlamperei nicht ausstehen.

»Wenn es so eilig ist, dann mach dich doch selbst an die Arbeit!«

»Ich habe mich auf dich verlassen, liebe Schwester!«

Der drohende Unterton sollte offenbar die Wirkung von Georgs Worten untermalen. Doch Friederike entschied, sich von ihm nicht einschüchtern zu lassen. Ruhig begann sie, ihre Arbeitsutensilien zu säubern. Nacheinander kamen der Pinsel, der kleine Spachtel, den sie zum Anmischen der Farben verwendet hatte, und die Palette an die Reihe.

»Du kannst das viel schöner. Das weißt du genau«, änderte ihr Bruder seine Taktik. Er lächelte nun.

Georg Simons war nicht nur faul, er war zudem kein besonders talentierter Porzellanmaler. Dafür, musste Friederike zugeben, sah er recht gut aus und konnte durchaus charmant sein, wenn er wollte. Das war wohl auch der Grund, weshalb ihm seine Umgebung alles durchgehen ließ, sie selbst eingeschlossen.

»Bitte, bitte! Tut mir leid, dass ich so aufbrausend war. Mach die Figuren einfach so schnell wie möglich fertig. Mir wird schon eine Ausrede einfallen«, fügte er hinzu.

Es war mehr als deutlich, dass Georg wieder einmal keine Lust verspürte, sich an die Arbeit zu machen. Er malte nur sel-

ten. Und wenn, dann waren es meist einfache Motive, die Friederike verfeinerte. Zwar hatte er ihr alles beigebracht, was er wusste, anschließend hatte sie aber bald begriffen, dass sie die Begabtere und Fleißigere der beiden Geschwister war. Schon als Vierzehnjährige war sie ihrem Bruder weit voraus gewesen. Georg war allerdings perfekt darin, den Künstler zu mimen. Er verdiente als freischaffender Porzellanmaler eine ordentliche Stange Geld. Trotzdem wunderte sie sich, dass er mit diesem Spiel schon so lange durchgekommen war. Als Georg sechzehn geworden war und so gar keine beruflichen Interessen jenseits des gepflegten Nichtstuns gezeigt hatte, war dem Vater klar geworden, was auf ihn zukommen würde. Bei seiner Frau hatte er wenig Verständnis für seine Sorgen gefunden. Constanze Simons, eine noch immer schöne, schlanke Mittvierzigerin, die aus weit vornehmeren Verhältnissen als ihr Mann stammte, verachtete jede Art von Arbeit und machte deshalb aus Georgs Bequemlichkeit kein Drama. Es hatte Streit gegeben zwischen den Eltern. Für einen kaufmännischen Beruf fehlte Georg die Ausdauer. Er hatte den Vater fast in den Wahnsinn getrieben, als er für ein paar Wochen in seiner Verlagsbuchhandlung mitgearbeitet hatte. Um zu studieren, hätte er wenigstens ein Minimum an Engagement für die unterrichteten Fächer zeigen müssen. Irgendwann war es Konrad Simons schließlich gelungen, seinen Sohn als Lehrling bei Johann Höroldt unterzubringen. Porzellanmaler waren in Meißen hoch angesehen. Einen einfachen Handwerker hätte die Mutter auch kaum in der Familie geduldet. Dem Vater wäre alles recht gewesen, solange sein Sohn ihm nicht bis ans Ende seiner Tage auf der Tasche liegen und seine Zeit verplempern würde.

Auf diese Weise war Georg Porzellanmaler geworden. Kaum jemand wusste, dass er kein zeichnerisches Talent besaß. Bei dem Gedanken musste Friederike beinahe lachen. Kein Wunder, sinnierte sie, spezialisiert, wie die Künstler heutzutage waren! Der eine malte nur Insekten, der andere die goldenen Verzie-

rungen, der dritte Chinesen. Georg bekam immerhin recht passable Hunde und Katzen zustande. Sie hingegen konnte alles malen, und sie malte für ihr Leben gern. Am liebsten hätte sie ihre gesamte Zeit damit zugebracht. Sie hatte Leoparden und Affen gemalt, Kraniche, Delfine, Schmetterlinge und Drachen, Nymphen, Faune und Harlekine, Jäger und Sultaninnen. Sogar die beliebten Watteau-Szenen mit den Liebespaaren in der Natur oder in Gesellschaft, vor deren Kleinteiligkeit sie immer zurückgeschreckt war, machten ihr mittlerweile keine Angst mehr. Vor Kurzem hatte sie auch die vier Jahreszeiten gemalt und die neun Musen – Letztere waren ihr besonders gut gelungen, wie sie fand.

Natürlich war es manchmal amüsant, im Salon der Mutter geistreichen Gesprächen zu lauschen und jungen Männern zuzublinzeln. Sie liebte es, in der Bibliothek des Vaters zu sitzen. Ein alter Hauslehrer hatte Georg und sie in Geschichte, Geografie, Grammatik, Algebra, Geometrie, Religion und Latein unterrichtet. Dann war irgendwann Mademoiselle Duplessis aufgetaucht, bei der sie Singen, Spinettspielen, Zeichnen und Sticken gelernt hatte. Dabei hatte man auf Französisch parliert. Um mehr über die Botanik zu lernen, hatte sie irgendwann ein Herbarium angelegt und angefangen, Pflanzen zu sammeln und zu trocknen. Vor dem Trocknen pflegte sie all die Anemonen, Glockenblumen, Butterblumen und Margeriten abzuzeichnen.

Vor allem aber interessierte sie sich für Farben. Sie las nicht nur gern darüber oder kleidete sich in herrlich schillernde Stoffe und dekorierte ihr Zimmer mit bunten Kissen und Überwürfen, sondern sie arbeitete auch mit Farben. Kein Pigment, das in ihrem Atelier noch nicht zur Anwendung gekommen wäre. Außer Indischgelb.

Friederike gluckste in sich hinein. In einem der Naturkundebücher ihres Vaters hatte sie gelesen, dass in Indien aus dem Urin von Kühen ein bestimmter Gelbton gewonnen wurde, ein dunkles, tiefes, rötliches Gelb. Vielleicht sollte sie den Apotheker tat-

sächlich einmal darauf ansprechen. Doch ansonsten hatte sie wohl schon alles ausprobiert, was man anmischen konnte.

Zum Glück duldeten die Eltern ihre Leidenschaft, weil sie Malen und Zeichnen für eine charmante Beschäftigung hielten. Einige junge Damen konnten nett sticken, sie konnte eben malen. Wenn die Eltern gewusst hätten, wie ernst sie es mit ihrer Kunst meinte, wären sie wohl sicher weniger tolerant gewesen. Nur Georg bekam mit, dass Friederike fast ihre ganze freie Zeit im Atelier verbrachte. Der einzige Grund, vermutete sie, weshalb er sie noch nicht verpetzt hatte, war sein ureigenes Interesse an ihrer Malerei. Doch weil sie so viel Zeit mit Malen zubrachte, musste sie sich bei all den anderen Aufgaben stets beeilen. Irgendwann war sie auf die Idee gekommen, die Magd mit kleinen Geschenken zu bestechen, damit sie das Sticken übernahm. Und außerdem hatte sie eine Technik entwickelt, sich aus sämtlichen Teeegesellschaften, Kaffeekränzchen, Picknicks, Soireen, Maskenbällen, Spiel- und Tanzabenden der Mutter davonzuschleichen, ohne dass man ihr Fehlen bemerkte. Sie war immer rechtzeitig wieder da, bevor jemand stutzte. Sogar ohne Farbleckse an Händen oder Kleidung. Wenn nur Georg sie nicht immer so anzüglich ansehen würde! Einmal hatte die Mutter seinen Blick bei einer solchen Gelegenheit aufgefangen und ihn vor allen Umstehenden gefragt, ob seine Schwester etwas ausgefressen habe, von dem sie nichts wissen dürfe, oder was sein Grinsen zu bedeuten habe. Friederike hatte sich nicht entscheiden können, wem sie lieber den Hals umgedreht hätte – ihm oder der Mutter.

»Schwesterherz, wenn man dich so ansieht, kann man sich fast einen Theaterbesuch sparen. Erst schaut du böse, dann kicherst du in dich hinein und scheinst völlig verzückt, und dann hat man den Eindruck, als wolltest du gleich jemanden umbringen – ständig wechselt dein Mienenspiel! Woran denkst du, um Himmels willen?«

Fast ein wenig erschrocken stand Georg plötzlich vor ihr und sah sie durchdringend an. Friederike hatte gar nicht bemerkt,

dass er aufgestanden und an ihren Tisch getreten war. Sein alkoholgeschwängerter Atem schlug ihr entgegen. Instinktiv wich sie zurück.

»Lieber Bruder, du magst mich zwar wie eine Leibeigene für dich arbeiten lassen, aber mein Geist ist noch immer frei. Du willst doch nicht wirklich wissen, worüber ich gerade nachgedacht habe, oder?«

Ein freundliches Lächeln sollte ihren Worten die Schärfe nehmen, doch Georgs Reaktion verriet, dass sie ihn offenbar gekränkt hatte.

»Nun, Friederike, ich lasse dich jetzt lieber allein. Mir scheint, du hast genug zu tun. Ich erwarte, dass du dich bis morgen von nichts und niemandem mehr von deiner Arbeit ablenken lässt. Um sechs Uhr abends müssen die Figuren fertig sein, keine Minute später.«

Mit einer knappen Verbeugung verabschiedete er sich und verließ mit flatternden Rockschößen den Raum.

»Puh«, stöhnte Friederike und trat ans Fenster, vor dem es noch immer leise nieselte. Wenigstens hatte der Wind sich gelegt. Sie drehte an dem verschnörkelten Eisengriff und öffnete den rechten Fensterflügel. Luft, sie brauchte Luft! Ihr lieber Bruder schaffte es immer wieder, ihr einen Dämpfer zu versetzen und den ganzen Elan zu nehmen. Noch dazu hatte er gestunken wie ein Wiedehopf. Aber egal, was er von ihr wollte und wie eilig die kleinen Chinesen fertig werden mussten: Sie würde heute nicht mehr weiterarbeiten! Keinen einzigen Pinselstrich würde sie mehr machen. Es war an der Zeit, sich umzukleiden. Nicht, dass sie sich sonderlich auf den Abend im Salon der Mutter freute, aber immerhin versprach er etwas Abwechslung. Und vielleicht würde ja auch Caspar Ebersberg kommen ...

Constanze Simons war gesellschaftlich sehr ambitioniert. Sie stammte aus einer Familie, die viel Geld mit den Silberminen im Erzgebirge verdient hatte. Sie hätte einen ebenso vermögenden

böhmischen Glasfabrikanten heiraten sollen, hatte sich aber unsterblich in Friederikes Vater verliebt und war zum Entsetzen ihrer Eltern eine Mesalliance eingegangen. Soweit Friederike wusste, hatte sie ihre Entscheidung nie bereut, zumal ihr Vater als Buchhändler und Verleger über eine umfassende Allgemeinbildung verfügte, die er sich selbst angeeignet hatte. In seiner Anwesenheit hatte sich ihre Mutter bestimmt noch nie gelangweilt. Zudem sah er ausnehmend gut aus, wie Friederike fand. Sie wusste, dass Töchter gemeinhin dazu neigten, den Vater zu verherrlichen und jeden zukünftigen Bewerber an ihm zu messen. Aber in ihrem Fall entsprach ihr töchterliches Urteil einer objektiven Wahrheit, das stand fest. Friederike musste über sich selbst lachen: Wer auch immer eines Tages kommen und um ihre Hand anhalten würde – ihr Vater hatte die Messlatte ziemlich hoch gelegt.

Doch eines hatte Konrad Simons trotz all seiner herausragenden Qualitäten nicht vermocht: seiner Frau das Gefühl zu nehmen, in gesellschaftlicher Hinsicht in Meißen etwas zu verpassen. Meißen war nicht Dresden und schon gar nicht Paris, das war auch ihrer Mutter klar. Dennoch wusste Friederike, dass ihr seelisches Gleichgewicht aus diesem Grund mitunter gefährlichen Schwankungen ausgesetzt war. Constanze Simons tat ihr Bestes, sich nichts anmerken zu lassen und jedes aufkeimende Gefühl von Missmut schleunigst wieder zu unterdrücken. Irgendwann war sie glücklicherweise auf die Idee gekommen, aus der Not eine Tugend zu machen. Sie hatte einen Salon eröffnet und sich von da an die große weite Welt einfach nach Meißen geholt. Mit Erfolg, was sowohl ihr Mann als auch die Kinder zu schätzen wussten, wenngleich aus unterschiedlichen Gründen. Für Friederike war die Mutter in ihrer unermüdlichen und selbstbewussten Art ein großes Vorbild, während Georg vor allem die Annehmlichkeiten genoss, die ihr gesellschaftliches Engagement für ihre Familie mit sich brachte. Und ihr Vater, dachte Friederike mit einem nachsichtigen Lächeln, liebte sie einmal mehr, wenn sie so eifrig war. Er hätte sicher nie eine

Frau um sich ertragen, die den ganzen Tag die Hände in den Schoß legte.

Apropos »Hände in den Schoß legen«: Es war bestimmt schon furchtbar spät, und sie vertrödelte hier ihre Zeit! Gewaltsam riss sie sich aus ihren Gedanken und eilte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter in ihr Schlafzimmer. Hektisch klingelte sie nach der Magd.

»Lilli, bring mir für heute Abend das blaue Kleid mit den Rosen, ja?«

Friederike wusste, dass das blaue Kleid auf äußerst vorteilhafte Weise die Farbe ihrer Augen unterstrich. Nur in diesem Kleid leuchteten sie wirklich blau. Sonst wirkten ihre Augen nämlich fast grau.

»Natürlich, gnädiges Fräulein«, knickste Lilli.

Die Magd war mollig, niedlich und insgesamt ziemlich ungeschickt. Ihre Mutter beklagte sich ständig über sie. Doch Friederike mochte das einfache Mädchen. Sie war wenigstens keine Heuchlerin und ihr aufrichtig ergeben.

Vorsichtig stieg sie aus ihrem Arbeitskleid und nahm, nur mit Leibchen und Unterrock bekleidet, an ihrem Toilettentisch Platz. Aufmerksam betrachtete sie ihr Spiegelbild. Ganz passabel, dachte sie zufrieden. Um nicht zu sagen: sehr passabel. Vielleicht ja sogar schön ... Sie lächelte.

Sie konnte sich noch bestens an die Zeiten erinnern, als sie bei gesellschaftlichen Ereignissen ständig den Eindruck gehabt hatte, durchsichtig zu sein, weil nie jemand sie zu bemerken schien. Aber seit einigen Monaten war das anders geworden: Auf einmal starrten alle sie an. Sie war sich noch immer nicht ganz sicher, ob sie das, was sie in dem holzumrahmten Kristallglas sah, richtig interpretierte. Ihr Gesicht war vollkommen ebenmäßig. Wie modelliert. Ein Madonnengesicht, hatte ihr Vater einmal scherzhaft zu ihr gesagt. Eher Magdalena als Maria, hatte sie ihn im Stillen korrigiert. Etwas Herbes umwehte ihre Züge, kein Zweifel. Für ihren Geschmack hatten



ihre Wangenknochen jedoch genau den richtigen kühnen Bogen. Sie wollte kein Püppchen sein, lieber eine Amazone. Die Wangenknochen und auch die großen Augen mit den langen Wimpern hatte sie von der Mutter geerbt, an deren Gesicht sie zu ihrer heimlichen Genugtuung ablesen konnte, dass auch sie wohl im Alter nur wenig von ihrer strengen Anmut verlieren würde.

Friederike löste die Nadeln, mit denen sie ihr langes, dunkles Haar eng an den Kopf gesteckt hatte. In sanften Wellen legte es sich auf ihre blassen Schultern und umschmeichelte ihr Gesicht. Meine Haut ist wie das Porzellan, das ich bemale, dachte sie, schimmernd und glatt. Sehr hell. Wenn nur diese Sommersprossen nicht wären! Sie hatte mehrere Tinkturen ausprobiert, die ihr der Apotheker empfohlen hatte, eigens für sie hergestellt, nach Rezepten, die man auch in Dresden und am französischen Hof benutzte. Geholfen hatte keine Einzige.

Abgesehen von den Sommersprossen war da noch etwas anderes, das Friederike an ihrem neuen Gesicht nicht ganz überzeugte: Es schien ihr irgendwie banal zu sein. Etwas zu nichts-sagend, so wie die Gesichter der kleinen Figuren, bevor sie ihnen mithilfe der Farben Ausdruck verlieh. Ein unbeschriebenes Blatt, wie man so sagte. Sie hatte nur mit Charlotte, ihrer besten Freundin, darüber gesprochen. »Hauptsache, schön«, hatte Charlotte gesagt, »banal, das interessiert doch keinen.« Sie hatte den Kopf geschüttelt und gelacht. Noch Tage später hatte Friederike darüber nachgegrübelt, was Charlotte an ihrem Gespräch wohl so lustig gefunden hatte.

»Mademoiselle ...«

Das blaue Kleid über die ausgestreckten Arme drapiert, stand Lilli in der Türschwelle. Wie lange sie dort wohl schon gestanden und sie beobachtet hatte, überlegte Friederike. Egal, vor Lilli musste sie sich nicht verstecken.

»Leg es hier über den Stuhl, und kämm mir erst mal die Haare, bist du so lieb? Und waschen sollte ich mich wohl auch noch«,

fügte sie lachend hinzu, als sie die roten Farbleckse an ihrem Hals und auf dem rechten Unterarm entdeckte. »Holst du mir rasch warmes Wasser aus der Küche?«

Andächtig betrachtete sie die blaue Contouche und den dazugehörigen Reifrock. Das Ensemble war dem derzeitigen Lieblingsgewand der Madame Pompadour nachempfunden, der Mätresse des französischen Königs. Der Dresdner Schneider, ein eitler Zeitgenosse angeblich Pariser Herkunft, hatte genau aufzählen können, wann sie es immer getragen hatte. Monsieur Baierle hatte das Mieder etwas weniger eng geschnitten, als es der Mode in Paris entsprach. Dafür war das Dekolleté ausgesprochen gewagt. Es zeigte gerade so viel von ihren Brüsten, dass Friederike sich noch wohlfühlte.

»Mademoiselle, Sie müssen sich beeilen, die ersten Gäste sind bereits eingetroffen!«

Atemlos wuchtete Lilli den schweren Wasserkrug auf die Marmorplatte des Toilettentischs, nachdem sie das kleine Keramikbecken in dem schmiedeeisernen Gestell nachgefüllt hatte.

»Immer mit der Ruhe«, murmelte Friederike und tauchte langsam den weißen Waschlappen in das kühle Nass. Vorsichtig rieb sie sich damit über Gesicht und Arme, um sich dann mit einem Tuch trockenzutupfen. Anschließend nahm sie etwas weiße Schminke aus einem kleinen Töpfchen, die sie gleichmäßig auf ihrem Gesicht verteilte. Eine vornehme Blässe war das oberste Gebot der Mode. Zumindest kurzfristig würde sie mittels der Schminke ihre Sommersprossen übertünchen können. Sie griff zum Rougetiegel und verrieb etwas Rot auf ihren Wangenknochen, puderte sich anschließend das Gesicht ab und tupfte einige Tropfen *Danse à Versailles* auf Hals und Handgelenke. Das Parfum stammte aus Grasse und roch nach Vanille, Orangenblüten und Gewürzen. Einen Augenblick lang erwog sie, ein kleines schwarzes Schönheitspflaster auf ihr Dekolleté zu kleben, aber das erschien ihr dann doch zu gewagt, sodass sie sich für die linke Wange entschied.

Sie hatte nicht mitbekommen, dass Lilli das Zimmer in der Zwischenzeit verlassen und wieder betreten hatte, freute sich nun aber umso mehr, als ihre Nase ihr verriet, dass die Magd frischen Kaffee für sie geholt hatte.

»Was für ein Duft!«, lachte sie dem jungen Mädchen zu, das behutsam das kleine silberne Kaffeetablett zwischen den Schminktöpfchen und Tiegeln auf dem Toilettentisch platzierte.

Die gesamte Familie Simons war der Kaffeesucht erlegen. Bevor sie morgens aufstand, ließ sich Friederike als Erstes eine Tasse Kaffee ans Bett bringen. Die Kanne, die Zuckerdose, den Sahnegießer, die Tasse, die Untertasse: Sie hatte alles selbst bemalt. Es war eine ihrer ersten gelungenen Arbeiten gewesen. Bunte exotische Vögelchen flatterten auf dem Geschirr herum. Zarte Zweige bewegten sich im Wind. Sie war sehr stolz auf dieses Geschirr. Lange genug hatte sie in der Bibliothek gesessen und die Vögel aus wissenschaftlichen Werken und Reiseberichten von fernen Ländern abgemalt.

»Au!« Fast hätte sie die Tasse fallen lassen, als die Magd ihr mit dem Kamm durch die Haare fuhr. Sie hatte gerade den Kaffee von der Tasse in die Untertasse gießen wollen, aus der sie ihn dann getrunken hätte.

»Eigentlich müssten wir Ihr Haar noch waschen, Mademoiselle«, seufzte Lilli. »Was haben Sie bloß angestellt, dass es schon wieder so verfilzt ist?«

Friederike lachte leise in sich hinein. Zum Glück, dachte sie, war ihre Mutter in den seltensten Fällen Zeugin der Wortgeplänkel zwischen Dienstherrin und Magd – sie hätte das vertrauliche Verhältnis auf keinen Fall gutgeheißen. Wie sie überhaupt immer wieder auf ihre vornehme Herkunft verwies und Standesunterschieden die größte Bedeutung beimaß. Plötzlich fiel ihr Georg wieder ein. Die Szene mit ihm war natürlich sehr unangenehm gewesen, sinnierte sie, während Lilli ihr künstliche Locken ins Haar steckte. Aber er würde es sicher längst schon wieder vergessen haben. Ihr Bruder war nicht nachtragend, und

sie war es auch nicht. Nachher würde ihr Disput vergessen sein. Dennoch sah sie dem Abend mit gemischten Gefühlen entgegen. Sie hatte keine großen Erwartungen an das Ereignis. Es würde alles so sein wie immer. Die feine Gesellschaft von Meissen würde sich einfinden und vielleicht auch ein Brieffreund ihres Vaters oder ein entfernter Verwandter der Mutter auf der Durchreise nach Dresden. Und – ihr Herz machte einen kleinen Sprung – ja, vielleicht oder ganz bestimmt auch Caspar!

»Und jetzt die Luft anhalten, Mademoiselle!«

Unter großer Anstrengung machte sich das Mädchen an Friederikes Korsett zu schaffen, das diese inzwischen gegen das verstärkte Leibchen eingetauscht hatte. Mit beiden Händen zog und zerrte Lilli an den Schnüren, die das raffinierte Gebilde mit seinen Stäben aus Eisen und Fischbein zusammenhielten. Sie schnürt mich so eng, als würde sie mir die köstlichen Speisen, mit denen Mutter ihre Gäste bewirbt, nicht gönnen, dachte Friederike belustigt. Wie sollte all das gute Essen noch Platz in ihrem Bauch finden?

Nachdem sie mit Lillis Hilfe auch Mieder, Rock und Con-touche angelegt hatte, verteilte sie noch einmal kräftig Puder auf Gesicht und Haaren. Dann schlüpfte sie in ihre bestickten Seidenpantoffeln. Wegen des breiten Reifrocks musste sie seitwärts aus der Tür zu ihrem Zimmer hinausgehen. Sie schaffte es, ohne zu stolpern die Treppe hinunterzulaufen, und betrat nach einem letzten tiefen Atemzug endlich den Salon.

Dort waren tatsächlich die meisten Gäste bereits versammelt. Die drei Repräsenterräume der Familie Simons lagen im ersten Stock des Wohnhauses und gingen nach vorne auf den Marktplatz hinaus. Alles war hell erleuchtet. Sämtliche Kerzen in den großen Kronleuchtern waren angezündet.

Im Grünen Salon, der ganz nach der neuesten Mode eingerichtet war, saß Constanze Simons in der Mitte des Raumes mit

zwei Unbekannten um ein graziles langbeiniges Kirschbaumtischchen gruppiert. Ihre Haltung war wie immer tadellos; sie strahlte Anmut, aber auch eine gewisse Strenge aus.

Friederike konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, obwohl sie doch genau wusste, dass die Mutter aus den Augenwinkeln jeden ihrer Schritte beobachtete. Wer die beiden Fremden wohl waren? Es war unglaublich, wie die Mutter es immer wieder schaffte, neue Kontakte aufzutun!

Die zu dem Tischchen gehörigen Lehnstühle waren mit grüner Seide bespannt. Auch sie hatten zierlich geschwungene Beine, die man vergoldet hatte. Die Damasttapete mit dem kleinen Rankenmuster war in einem zart türkisfarbenen Ton gehalten und mit Gemälden behängt, die galante Szenen darstellten: Frauen in luftigen Kleidern mit Körben unter dem Arm blickten auf schöne junge Männer, die Schafe hüteten oder in die Saiten einer Laute oder Gambe griffen. Es gab mehrere Spiegel mit verschnörkelten Rahmen, und in der Ecke verströmte ein Ofen aus Delfter Kacheln eine gemütliche Wärme. Nur die Salons, in denen die Mutter ihre Gäste empfing, waren modern und prächtig eingerichtet; sogar die Fenster hatte sie vergrößern lassen, damit mehr Licht in die Räume eindringen konnte. In den anderen Zimmern befanden sich noch immer die schweren, dunklen Möbel von früher. Die riesigen Eichentruhen, die mit pompösen Schnitzereien versehenen Schränke, die schon Generationen vor ihnen benutzt hatten. Die Decke des Grünen Salons war mit Stuck verziert. Aber als die Mutter einen Freskenmaler aus Italien hatte kommen lassen wollen, war ein Streit zwischen den Eltern entbrannt. Friederike konnte sich noch gut erinnern, es war um Geld gegangen. Aber es war dem Vater auch daran gelegen, dass seine Frau sich nicht zum Gespött machte. »Wann werden Sie uns eine künstliche Grotte anlegen lassen, Madame?«, hatte er gescherzt. »Werden Eure Königliche Hoheit uns demnächst also auf die Hirschjagd einladen?«, hatte er sie ein anderes Mal aufgezo-

»Komm zu uns, Friederike!«, riss Frau Simons sie aus ihren Gedanken.

Fast unwillig blickte Friederike auf, um sich wenige Sekunden später bewundernd einzugestehen, dass ihre Mutter in dem dämmerigen Kerzenlicht in der Tat mehr wie ihre Schwester als wie ihre Erzeugerin aussah. Die weiße Schminke und die grau gepuderten Haare, die alle Frauen gleich welcher Generation trugen, verbargen geschickt die Spuren des Alters. Sie verspürte dennoch keine Lust, sich zu ihrer Mutter zu setzen. Im Nebenraum hatte sie Charlotte entdeckt. Georg saß dort mit seinen Freunden am Spieltisch, und die Freundin schaute zu, wie sie Karten spielten. Bei dem Mann zu ihrer Rechten schien es sich ziemlich eindeutig um Caspar Ebersberg zu handeln.

»Lass mich dir Henriette Hansen aus Hamburg vorstellen, Friederike«, vernahm sie die leicht ungeduldige Stimme der Mutter, »und ihren Bruder Per Hansen. Sie sind auf der Durchreise nach Dresden, wo Herr Hansen ein neues Kontor aufmachen will.«

Constanze Simons deutete auf ihre beiden Tischnachbarn.

Friederike hatte das Gefühl, selten weniger elegante und weltmännische Gäste in den Räumen ihrer Mutter gesichtet zu haben. Was nur in sie gefahren war, dass sie so viel Aufhebens um diese Leute machte?

»Meine Tochter Friederike«, fügte Constanze Simons an die Hansens gewandt hinzu.

Das Hamburger Geschwisterpaar wirkte außerordentlich erfreut, ihre Bekanntschaft zu machen, jedenfalls hatte Friederike nicht sehr oft erlebt, dass sie im Salon ihrer Mutter derart euphorisch begrüßt wurde. Per Hansen war etwa dreißig Jahre alt und hatte ein beeindruckend schwammiges Gesicht. Seine Konturlosigkeit war das Augenfälligste an ihm. Seine ganze Gestalt schien auseinanderzulaufen. Er war nicht dick, stellte sie fest, sondern nur unförmig. Sein Teint hatte eine rötliche Färbung. Seine Perücke und auch die Kleidung und die Schnallen-

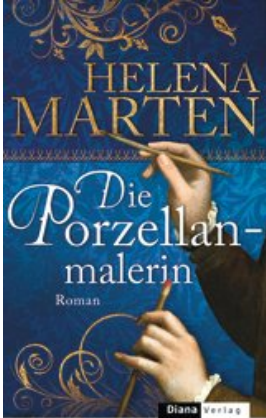
schuhe waren zwar sicher teuer gewesen, dennoch vermochten sie nicht, dem Mann darin eine Form zu verleihen. Friederike fühlte sich bei seinem Anblick an die gemütlichen rotgesichtigen Bürger auf alten holländischen Bildern erinnert, die gerade ein großes Stück Schinken verspeisten.

Auch Henriette Hansen war nicht gerade eine Schönheit. Sie wirkte eher unauffällig, untersetzt und ein wenig steif. Für Friederike zählte sie zu der Sorte Menschen, die man nicht wiedererkannte, wenn man ihnen ein zweites Mal begegnete, die sich selbst aber immer an einen erinnerten. Sie hatte schon ein paar mal die peinliche Erfahrung machen müssen, dass ihr bei den Festivitäten der Mutter jemand freudig entgegengetreten war, der offenbar ganz genau wusste, wer sie war, während sie sich an das Gesicht des anderen partout nicht erinnern konnte, geschweige denn, dass sie seinen Namen parat gehabt hätte. Hastig entschuldigte sie sich bei ihrer Mutter und den Hansens und versprach, wiederzukommen, sobald sie ihre Begrüßungsrunde hinter sich gebracht hatte.

In dem sogenannten Orientalischen Salon waren die Wände bunt gekachelte. Der Besucher sollte den Eindruck erhalten, er befände sich in einer Moschee. Die Sitzmöbel waren niedrig und mit unzähligen Kissen in sämtlichen Regenbogenfarben belegt. Dicke Kerzen in verschnörkelten Haltern waren überall im Raum verteilt. Friederike meinte sogar, einen exotisch-fremden Duft wahrzunehmen, als sie das Zimmer betrat.

Überschwänglich begrüßte sie zunächst Charlotte Winkler, die dicht hinter ihrem Bruder Georg saß, um ihm über die Schultern in die Karten zu sehen. Alles an Charlotte war strahlend und sinnlich. Wie jedes Mal, wenn sie die Freundin länger nicht gesehen hatte, war Friederike überwältigt von ihrer Anziehungskraft. Charlotte hatte blitzende, sehr lebendige Augen und glänzende goldene Haare. Sie war ein bisschen üppiger, als es der Mode entsprach, egal wie eng sie ihr Korsett auch schnürte. Aber die Männerwelt schien das nicht weiter zu stören – Char-

## UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Helena Marten

**Die Porzellanmalerin**

Roman

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 624 Seiten,  
13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-453-29061-7

Diana

Erscheinungstermin: September 2009

Ein Leben für die Kunst - eine Liebe gegen alle Regeln

Meißen, 1750: Friederike will Porzellanmalerin werden – gegen den Willen der Eltern, die die Zwanzigjährige verheiraten wollen. Sie flüchtet an die Manufaktur in Höchst, um dort, als Mann verkleidet, ihren Traum zu verwirklichen. Ein riskanter Plan, der durch den Italiener Giovanni zu scheitern droht ...

Die Eltern drängen Friederike zur Heirat, doch die Zwanzigjährige will ihren großen Traum verwirklichen und Porzellanmalerin werden. In Männerkleidern, hoch zu Ross, flieht sie aus ihrer Geburtsstadt, um in der neu gegründeten Manufaktur von Höchst am Main ihr Glück zu versuchen. Die Bekanntschaft mit dem ebenso attraktiven wie undurchsichtigen Giovanni Ludovico Bianconi und ein schwerer Raubüberfall drohen ihre Pläne noch während der Reise zu durchkreuzen, doch dank der Hilfe eines unbekanntenen Reiters erreicht sie schließlich ihr Ziel. Als »Friedrich Christian Rütgers« genießt sie schon bald das volle Vertrauen des Höchster Manufakturdirektors und trifft auch ihren Lebensretter wieder, dem sie sich tief verbunden fühlt. Als sie befürchten muss, ihre Maskierung könnte auffliegen, kommt ihr der Auftrag von Direktor Benckgraff wie gerufen, in der Porzellanmanufaktur des französischen Königs das Geheimnis des »bleu lapis« zu ergründen. Auf einem Ball im Schloss der berühmten Madame de Pompadour bringt eine geheimnisvolle Begegnung Friederikes Leben an den alles entscheidenden Wendepunkt.

Eine starke, unkonventionelle junge Frau nimmt ihr Schicksal selbst in die Hand und kämpft um die Erfüllung ihres Lebenstraums.